

MARTINA FREY

Die
SCHWESTERN
von SUNNECK
Historischer Roman



Martina Frey

Die Schwestern von Sunneck

Historischer Roman



Frey, Martina: Die Schwestern von Sunneck. Hamburg, acabus Verlag 2019

überarbeitete Neuauflage

ePub-eBook: ISBN 978-3-86282-753-4

PDF-eBook: ISBN 978-3-86282-752-7

Print: ISBN 978-3-86282-751-0

Korrektorat: Hannah Göing, acabus Verlag

Satz: Ann-Kathrin Szodruch, acabus Verlag

Cover: © Annelie Lamers, acabus Verlag

Covermotiv: © pixabay.com

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der acabus Verlag ist ein Imprint der Bedey Media GmbH,
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg.

© Dryas Verlag, Hamburg 2011

Alle Rechte vorbehalten.

<http://www.dryas.de>

Einleitung

So wie in all den Jahrhunderten streiten sich auch in dieser Geschichte die großen und kleinen Herrscher um Land und Macht. Und wie immer trifft ein solcher Streit Unschuldige. Meist jene, die damit nichts zu tun haben. Menschen, die sich mit ihren alltäglichen Sorgen beschäftigen, mit Missernten, der Familie, Streitereien, Verpflichtung ihrem Lehnsherrn gegenüber.

Der Konflikt, um den es in dieser Geschichte geht, hat seinen Ursprung in höheren Kreisen. Ich möchte in diesem Vorwort die politischen Verhältnisse kurz erklären, um den Einstieg in die Geschichte zu erleichtern. Ich beschränke mich dabei aber auf das Nötigste.

Die Grafen von Nassau und die Herren von Eppstein kämpften viele Jahre gegeneinander. Immer ging es dabei um Land. Und doch brachte eine Vielzahl von Umständen diese beiden Häuser zusammen. Eine Heirat und ein Bündnis mit dem Erzbischof von Mainz unterbrachen den Streit.

Heinrich von Nassau war bis zum Jahre 1232 oft im Gefolge des deutschen Königs Heinrich VII. zu sehen. Dann trübte etwas das gute Verhältnis. Vermutlich hatte es mit der Städtepolitik des jungen Königs zu tun, der die Lehnrechte der deutschen Fürsten einzuschränken versuchte, um sie enger an sein Reich zu binden. Das missfiel nicht nur Graf Heinrich von Nassau, auch Kaiser Friedrich II. war mit der harten Vorgehensweise seines Sohnes nicht einverstanden. Das ging so weit, dass im Jahre 1235 in Worms der Vater über seinen Sohn zu Gericht saß und ihn absetzte.

Waren sich bis zu diesem Zeitpunkt Kaiser und Papst noch einig, änderte sich dies kurze Zeit später. Papst Gregor IX. und

Kaiser Friedrich II. gerieten durch Ansprüche auf Ländereien in Streit.

Inzwischen, 1237, wurde Friedrichs zweitgeborener Sohn Konrad IV. mit neun Jahren zum deutschen König gewählt. Sein Vormund und Reichsgubernator (so wurden in Abwesenheit des Kaisers dessen Vertreter genannt) wurde Siegfried III., der Erzbischof von Mainz. Da sind wir wieder in Mainz angekommen, und damit auch bei Heinrich von Nassau. Dieser bemühte sich noch immer um gute Stimmung in Mainz, besaß er doch Lehen des Erzstifts. Ach, hatte ich erwähnt, dass Siegfried III. aus dem Hause Eppstein stammte? Er verstand es übrigens gut, seine Ländereien zu verwalten und zu vergrößern. Vermutlich war es ihm sehr wichtig, seinen Besitz zu vermehren.

Auch mit den Brüdern auf Burg Eppstein versuchte Heinrich von Nassau Frieden zu schließen. Als Zeichen der Aussöhnung hatte er seine Tochter Elisabeth einem der Söhne, Gerhard II. von Eppstein, übergeben.

Das angespannte Verhältnis beruhigte sich, was man von den politisch höchsten Stellen nicht behaupten konnte. Im Jahre 1239 wurde Kaiser Friedrich II. das zweite Mal vom Papst gebannt. Die Vermittlungsversuche der Fürsten scheiterten. Und somit führten diese beiden Mächte einen Krieg, fernab von Mainz und Wiesbaden.

Obwohl der Erzbischof von Mainz Vormund für den minderjährigen Konrad IV. und Reichsgubernator war, verbündete er sich plötzlich mit dem Erzbischof von Köln gegen den Kaiser. Aus welchem Grund er sich gegen die Staufer stellte, ist nicht mehr nachzuvollziehen. Auch welche tatsächlichen Ziele Siegfried III. im Laufe dieser Geschichte verfolgte, ist nicht eindeutig; Theorien gibt es viele. Wie gesagt waren die Erzbischöfe sehr daran interessiert, ihre Besitzungen zu vergrößern und ihre Machtstellung zu erhalten.

Heinrich von Nassau, die Herren von Eppstein und die Erzbischöfe bezogen nun Stellung in der Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst. Da es kaum Überlieferungen gibt, lassen sich ihre Gründe heute nicht mehr feststellen.

Doch eines ist klar: Was folgte, traf viele Unschuldige.

Personenverzeichnis

Historische Personen:

Heinrich II. der Reiche, Graf von Nassau

Geboren 1198, gestorben 25. Januar 1251

War mit Mathilde von Geldern verheiratet, einer Tochter von Otto I., Graf von Geldern und Zütphen.

Walram II. von Nassau

Geboren um 1220, gestorben am 24. Januar 1276.

Er war der älteste Sohn von Heinrich II. und teilte sich Ende 1255 die nassauischen Besitztümer mit seinem Bruder Otto. Walram bekam die Gebiete südlich der Lahn.

Er war mit Adelheid verheiratet und hatte unter anderem einen Sohn, Adolf, der später römisch-deutscher König wurde.

Die Herren von Eppstein

Das Adelsgeschlecht stammt aus dem Haus der Herren von Hainhausen. Zwischen den Jahren 1183 und 1190 gelangten sie an die Burg Eppstein und benannten sich nach ihr.

Als Stammvater der Eppsteiner Herren gilt Gerhard II. von Hainhausen und dessen Sohn Gerhard III. von Hainhausen. Er nannte sich als erster nach der neuen Stammburg, also Gerhard I. von Eppstein.

Siegfried III., Erzbischof von Mainz (1230-1249)

Geburtsjahr ist nicht bekannt, wahrscheinlich um 1194, gestorben am 9. März 1249.

Um 1220 wurde er Domherr von Mainz. Er war der Neffe von Siegfried II., der vor ihm Erzbischof war. 1237 wurde Siegfried

ried III. zum procurator imperii (Verwalter der Regierung) ernannt. Am 4. Juli 1239 weihte er den Dom in Mainz.

1241 ging er ein Bündnis mit dem Erzbischof von Köln ein und kehrte somit Kaiser und König den Rücken.

Friedrich II., römischer Kaiser (1220-1250) aus dem Geschlecht der Staufer

Geboren am 26. Dezember 1194 und gestorben 13. Dezember 1250 in Italien. Er war sehr gebildet und beherrschte mehrere Sprachen.

Er wurde am 22. November 1220 in Rom zum Kaiser gekrönt.

Heinrich VII., römisch -deutscher König, stammt aus dem Geschlecht der Staufer

Geboren um 1211 in Sizilien, gestorben im Februar 1242 in Kalabrien.

Er wurde im Jahr 1220 von deutschen Fürsten zum König gewählt und wurde in der Folge für seine harte Städtepolitik bekannt.

Nach einem Zerwürfnis mit dem Vater entthronte Friedrich II. seinen Sohn und hielt in Worms im Jahre 1235 über Heinrich Gericht.

Konrad IV., römisch-deutscher König, stammt aus dem Geschlecht der Staufer

Geboren am 25. April 1228 in Apulien, gestorben am 21. Mai 1254 bei Lavello.

Er wurde in Wien 1237 zum römisch -deutschen König gewählt. Da er minderjährig war, stand ihm zunächst der Erzbischof von Mainz, Siegfried III., als Reichsprokurator zur Seite, später der Landgraf Heinrich Raspe und König Wenzel I. von Böhmen.

Konrad I. von Hochstadten, Erzbischof von Köln
(1238-1261)

Geboren um 1205, gestorben am 28. September 1261.

Er wurde Dompropst, indem er den rechtmäßigen Dompropst, Konrad von Bueren, mit allen Mitteln von seinem Posten vertrieb.

Konrad I. übernahm das verschuldete Erzbistum und erhielt wohl vom Papst einen Zuschuss für seine Treue Rom gegenüber. Er war treibende Kraft im Kampf gegen den Kaiser. In der Schlacht bei Lechenich 1242 geriet er in Gefangenschaft und musste auf der Jülicher Burg Nideggen einige Monate verbringen.

Freiherr von Stein

Der Name taucht erstmals in einer Urkunde aus dem Jahre 1158 auf. Der Ritter erhielt die Burg Stein als Lehen von Heinrich II. von Nassau und war somit Teil der Gefolgschaft des Grafen.

Die Brüder Metz

Burkhard, 1225-1249 Propst von Weilburg und Domherr zu Worms. Er führte selbst bewaffnet den Angriff auf Wiesbaden an. Er ist wohl auch jener Weilburger Propst, der nach der Zerstörung von Wiesbaden von Oppenheimer Bürgern gefangen genommen wurde.

Sein älterer Bruder, Berthold von Metz, ein Adeliger, der ihm wohl bei dem Angriff zur Seite stand und noch schlimmer gewütet haben muss.

Erfundene Personen:

Gundrich von Sunneck , Ritter und Vasall von Siegfried III. von Mainz

Jonata und Roberta, Gundrichs Töchter

Lorentz von Marbach, Untertan von Siegfried III. von Mainz

Ulrich und Simon von Mechtheim, Brüder aus einer armen Adelsfamilie, die sich mit Hilfe einer alten Fehde ihres Vaters als Räuber durchschlagen.

Hermine, Kinderfrau von Jonata und Roberta

Luidwig, Burgvogt von Sonnenberg

Ritter Johannes von Aubach, einer der ältesten Gefolgsmänner von Ritter Gundrich

Linus, ebenfalls Gefolgsmann Ritter Gundrichs

Martin und Kilian, Edelknechte im Dienst von Ritter Gundrich

Rupert von Eppstein, Handlanger und Verwandter der Herren von Eppstein

*Am Mittelrhein auf den Ländereien des Grafen Heinrich von Nassau
im Jahre 1241*

Die Reiter näherten sich langsam dem Dorf. Ihnen folgten Männer mit Lanzen und Schilden. Und obwohl alle bereits einen beachtlichen Fußmarsch hinter sich hatten, schienen sie nicht erschöpft zu sein. Einer der Männer an der Spitze der Reiter drehte sich im Sattel um und musterte die Soldaten hinter sich.

»Sag Bescheid, dass sie sich bereit halten sollen«, raunte ihm sein Nachbar zu. Simon nickte und ließ sich zurückfallen, bis er neben dem Anführer der Fußsoldaten ritt.

»Gunnar, wir sind da. Haltet Euch bereit.«

Der Angesprochene nickte stumm.

Simon verlor kein weiteres Wort. Jeder dieser Männer wusste, was zu tun war. Lange genug hatten sie den Brüdern gedient und davor deren Vater. Niemand musste Fragen stellen, daher spornte Simon sein Pferd an, um wieder an die Spitze zu gelangen, wo sein Bruder Ulrich den Reitern Befehle gab.

»Die Kaufleute sind tatsächlich hier«, informierte er Simon grinsend, als dieser an seinen Platz neben Ulrich zurückkehrte. »Wir machen heute einen guten Fang, Bruder.«

»Und Heinrich von Nassau wird's schaden.« Simon war nicht zum ersten Mal froh darüber, dass sein Bruder die Fehde fortführte, die der Vater begonnen hatte. Auch wenn es Unrecht war, eine Fehde aus Eigennutz zu führen, so füllten doch die Überfälle ihre Kassen. Und das hatten sie dringend nötig.

Die Brüder von Mechtheim erreichten das Dorf und ihr Erscheinen rief Misstrauen und Furcht hervor. Einige Bewohner rannten los, um in ihren Hütten Schutz zu suchen, denn sie ahnten bereits, dass es zum Kampf kommen würde.

Simon nahm die furchtsamen Blicke einiger Frauen wahr, die ihre Kinder hinter sich herzogen, um sie vor den Soldaten

in Sicherheit zu bringen. Er presste seine Lippen zusammen, während er darüber nachdachte, wie wenig es diesen Geschöpfen half, sich in ihren Hütten zu verstecken. Ulrich würde sie trotzdem finden.

Es bedurfte nur eines Handzeichens des Anführers, da traten die Männer hervor und verteilten sich. Die Reiter stürmten an Ulrich und Simon vorbei, auf die Karren zu, die vor einem Wirtshaus standen.

Männer eilten aus dem Haus. Bestürzt starteten sie die Soldaten an. Der folgende Kampf war aussichtslos für die Kaufleute, die ihre Waren beschützen wollten. Bereits beim ersten Schwertstreich war klar, wer gewinnen würde. Sie waren Kaufmänner, keine Soldaten, und gegen die Gegner konnten sie nichts ausrichten.

Simon überwachte den Diebstahl der Karren, während Ulrich den Kampf führte. Einige Männer aus dem Dorf stürzten mit Mistgabeln und Sensen auf sie zu. Ahnungslose Bauern. Ein fast grotesker Anblick, fand Simon. Da sah er Frauen und Kinder auf die Kirche zueilen, um dort Schutz zu finden. Es dauerte nicht lange, bis Ulrich den Befehl gab, im Dorf nach weiteren Kostbarkeiten zu suchen und die Hütten anzuzünden. Die Mechtheimer Soldaten drangen in jede Hütte ein und durchwühlten die fremden Habseligkeiten, bis sie mit Diebesgut zurückkehrten oder alles anzündeten. Nach kurzer Zeit brannten die Strohdächer und dicke Rauchschwaden zogen in den Himmel. Das Feuer breitete sich rasch aus und ein schwarzer Dunst legte sich über das Dorf.

»Plündert die Kirche und steckt sie an«, befahl Ulrich. »Dann sind wir hier fertig.« Er ging zu seinem Pferd. Simon jedoch hielt Gunnar zurück, der den Befehl ausführen sollte. »Lass die Kirche in Ruhe. Dort halten sich Menschen auf.«

Ulrich warf seinem Bruder einen ungehaltenen Blick zu. Er mochte es nicht, wenn seine Befehle missachtet wurden, und

noch mehr hasste er es, wenn sein jüngerer Bruder sich einmischte. »Ich sagte, zündet sie an!«

Simon wollte nicht nachgeben, auch wenn er einen Streit heraufbeschwor. »Ulrich, wir haben schon genug für heute. Lass gut sein. Da drinnen sind Frauen und Kinder.«

»Du verdammter Dummkopf bist zu weichmütig.« Ulrich blickte zur Kirche. Er schien nachzugeben, was Simon verwunderte, da er sich auf einen längeren Streit vorbereitet hatte. »Ich werde sie rausholen, ehe wir die Kirche anzünden, aber ich will dieses verdammte Gotteshaus in Flammen aufgehen sehen.«

»Aus welchem Grund? Haben wir nicht genug Schaden angerichtet?«

»Es macht mir Spaß.« Ulrichs Grinsen wurde breiter, als er die Zügel seines Pferdes losließ und sich auf den Weg zur Kirche machte.

Simon sah wie Ulrich zwischen den Rauchschwaden verschwand, die durch das Dorf zogen. In Ulrichs Nähe standen Männer mit Fackeln bereit und warteten auf einen Befehl. Als Ulrich aus dem rauchigen Dunst wieder auftauchte, hob er eine Hand und die Männer rannten los. Das Gotteshaus war aus Holz und Strohgeflecht gebaut und brannte nach kurzer Zeit.

»Mach dir keine Sorgen, weicher Bruder«, murmelte Ulrich spöttisch nach seiner Rückkehr und zog sich seinen Waffenrock glatt. »Dein Seelenheil ist gerettet.« Er gab den Befehl zum Rückzug und die Männer verließen das Dorf, während der Qualm des Feuers wie das Zeichen einer zerstörerischen Macht in den Himmel stieg.

»Für Graf Heinrich ist es heute kein guter Tag«, murmelte Simon und warf einen letzten Blick auf die Kirche, deren Umrisse nur schwer im Feuer zu erkennen war. Er war zufrieden mit ihrem Ausflug. Die Karren der Kaufmänner waren voll beladen mit Waren, von feinen Stoffen bis hin zu Gewürzen.

Simon lenkte sein Pferd aus dem Dorf. Hinter sich hörte er ein Bersten. Das Dach der Kirche brach ein. In diesem Augenblick glaubte Simon Schreie zu hören, doch er war schon mit den anderen in den Wald geritten. Er fragte sich, ob er sich die Schreie nur eingebildet hatte und wagte einen Seitenblick auf seinen Bruder, der ebenfalls zufrieden wirkte.

Erzbistum Mainz, Ende September 1241

Der Reiter zügelte sein Pferd und überließ sich für einen Moment dem vertrauten Bild, das sich ihm bot. Von hier aus hatte er einen guten Blick auf die Stadt. Die Klosterkirche St. Alban vor der Stadtmauer war bis zum Bau des Doms vor zwei Jahrhunderten die bedeutendste Kirche des Erzbistums gewesen. Dort hatten alle wichtigen Synoden und Versammlungen stattgefunden. Sein Blick fiel auf die Mauer um Mainz. Sie stammte teilweise aus der Zeit der Römer und in all den Jahrhunderten hatte man sie zu einer mächtigen Wehr mit vielen Zinnen und Türmen ausgebaut. Selten hatte ein Angreifer diese Stadtmauer bezwungen. Lorentz von Marbach erinnerte sich daran, was ihm sein Vater erzählt hatte. Im Jahre 1160 hatten die Mainzer ihren Erzbischof getötet. Drei Jahre später ließ Kaiser Friedrich I. zur Strafe die Mainzer Stadtmauer zerstören. So waren die Menschen den Wölfen und Räubern schutzlos ausgeliefert gewesen. Heute schützte eine neue Mauer die Bewohner der Stadt.

Lorentz setzte sich in seinem Sattel zurecht. Sein Rücken schmerzte und er war froh, nach diesem langen Ritt endlich am Ziel angekommen zu sein. Rheinaufwärts lag eine Siedlung, Selenhofen, die vor einigen Jahrzehnten in den Schutz der Mauer aufgenommen worden war. Hier stand auch der ein-

drucksvolle Herrenhof, wo Lorentz übernachten würde. Und so sehr er sich danach sehnte, endlich den schweren Harnisch abzulegen und den Dreck der letzten Tage abzuwaschen, erst musste er seine Aufgabe erfüllen.

Lorentz blickte über die dicht gedrängten Dächer und die grünen Wiesen innerhalb der Stadtmauer. Die Bleichwiese, die vom Zaybach umschlossen wurde, war ein unbebautes, sumpfiges Stück Land. Hier wurden zwischen den Obstbäumen Hühner gehalten.

Doch das eindrucksvollste Gebäude der Stadt, ihr Herz, war der Dom. Er war nicht nur für die Gläubigen errichtet worden, sondern auch ein Symbol für die Macht des Mainzer Erzbischofs. Ein Bauwerk, das Stärke ausstrahlte, wie eine zweite Peterskirche. Der Reiter trieb sein Pferd an, ohne das eindrucksvolle Gotteshaus aus den Augen zu lassen. Dort lag sein Ziel. Lorentz erreichte das Ufer des Rheins und passierte das Portal des Eisenturmes, wie das Stadttor genannt wurde. Er lenkte sein Pferd zwischen all den Karren und Menschen hindurch, die Gassen entlang, die ihn zum Marktplatz führten. An der Nordseite des Doms passierte er die St. Gotthardkapelle. Sie war dem Schutzpatron Godehard von Hildesheim geweiht und nach dem Vorbild der Pfalzkapelle von Karl dem Großen in Aachen erbaut worden. Sie bestand aus hellem Muschelkalkstein, der farblich vom roten Sandstein des Doms abstach. Westlich von ihr lag der erzbischöfliche Palast. Hier zügelte Lorentz von Marbach sein Pferd, er hatte sein Ziel erreicht.

Ein Stallbursche rannte herbei und grüßte ihn ehrfürchtig. Lorentz streckte sich kurz, um seine Knochen zu lockern. Der lange Ritt hatte ihn müde gemacht. Mit einer Hand fuhr er sich über sein schwarzes Haar, das wirr von seinem Kopf abstand. Es war ihm klar, wie ungepflegt er wirken musste. Der Haubert, ein Panzerhemd aus vernieteten Eisenringen, lag schwer auf

seinen Schultern. Darüber trug Lorentz einen Waffenrock in den Farben des Mainzer Erzbischofs, der jedoch voller Dreck war. Zum Schutz seiner Beine hatte er eiserne Beinlinge umgeschnallt, die aus dem gleichen Ringgeflecht bestanden wie der Harnisch. Sein Schwert hing am Sattel, er hatte es nicht umgürtet. Der Umhang, der auf seinen Schultern lag, war zerrissen und auf seinem Gesicht schimmerte ein rötlicher Schnitt im Sonnenlicht. Doch Lorentz hatte nach den Kämpfen keine Zeit gefunden, um sich respektabel für den Besuch beim Erzbischof von Mainz herzurichten.

Er sah seinem Pferd nach und beneidete es. Es würde jetzt abgerieben werden, frisches Wasser bekommen und vor allem Futter und Ruhe. Lorentz musste auf ein Bad und eine Mahlzeit noch warten.

Er hob seinen Kopf und betrachtete das Gebäude. Die Residenz des Erzbischofs war ihm vertraut. Der imposante Bau mit Rundbogen, Pfeilern und Säulen glich dem danebenliegenden Dom. Der Innenhof des Palas' mit seinem verzierten Rundbogensgang, den dicken festen Mauern und kleinen Fenstern, die wie die Türen mit Rundbogen überwölbt waren, beeindruckten jeden Eintretenden. Im Herzen des Palastes befand sich ein Brunnen, umgeben von einer Blumenwiese. Der Hof strahlte eine idyllische Ruhe aus. Doch Lorentz achtete nicht weiter darauf und ging durch den Palast, ohne sich umzusehen. Schließlich erreichte er den Saal, in dem er auf den Erzbischof warten sollte. Er schritt über glänzende Steinfliesen. Die Decke war mit flachen Kassetten aus Holz ausgestattet. Ein Steinmetz hatte vor langer Zeit diesen Saal verziert, und so waren fast in jedem Winkel des Gemäuers steinerne Blumenranken zu finden.

Als Lorentz vor drei Jahren den Dienst beim Erzbischof von Mainz angetreten hatte, war ihm nicht bewusst gewesen, welche Aufgaben ihm bevorstanden. Die Letzte war wohl eine

seiner schwersten gewesen. Er hatte nach dem Kampf eine Liste der Toten erstellen und viele Freunde aufschreiben müssen. Vor einigen Tagen, am 10. September, hatten der Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstaden, und der Mainzer Erzbischof, Siegfried III., ein Bündnis gegen das staufische Kaiserhaus geschlossen. Sie riefen kurz darauf zu den Waffen, um gegen den Kaiser und den König zu ziehen. Das Land des Stauferkönigs und seiner Anhänger waren ihr Ziel. In der Wetterau begann der Überfall und alles war verwüstet worden. Doch auch der König hatte zu den Waffen gerufen und seine Verbündeten marschierten durch das Land, um ebenfalls Zerstörung zu bringen. Lorentz seufzte. Es herrschte Krieg.

Dafür war er ausgebildet worden. Mit sieben Jahren hatte er seine Ausbildung beim Grafen von Nassau begonnen. Mit vierzehn diente er als Knappe, hatte gelernt zu kämpfen, zu reiten und die Gesetze der Ritterschaft zu ehren. Das alles hatte er gelernt, um selbst Ritter werden zu können. Den Dienst beim Erzbischof erbrachte er mit Eifer, um eines Tages die Ritterwürde zu erlangen und zur Belohnung Land zu erhalten. Lorentz' Gedanken schweiften ab, über die Dächer der Häuser, bis hin zum Rhein, hinüber zu den Wäldern am Horizont. Dort irgendwo lag eine kleine Burg. Sunneck. Es war nicht der Gedanke an das Gemäuer, das sein Inneres erwärmte, sondern das Bild einer jungen Frau, die er liebevoll in seinen Erinnerungen behielt, wie einen Schatz. Wenn er an Jonata dachte, brannte sein Herz vor Sehnsucht. Eines Tages würde sie seine Frau werden, und die Zeit bis dahin erschien ihm wie eine Ewigkeit. Doch da wurde er in seinen Gedanken gestört. Eine Tür öffnete sich und Lorentz wusste, dass der Erzbischof ihn nun empfing, um die Neuigkeiten zu hören.

Siegfried war nicht sehr groß, doch von kräftiger Statur gebaut. Trotz seiner knapp fünfzig Jahre wirkte er jung. Aus

seinem runden Gesicht stach ein dunkles Augenpaar hervor, der Blick war stählern. Sein Haar war kurz und an der obersten Stelle des Kopfes lichtete es sich bereits. Als Siegfried vor seinem Herold stehen blieb und ihn aufmerksam musterte, strich sein Gewand über den Marmorboden.

Lorentz wusste, welche Ehrerbietung er diesem Mann zollen musste und verbeugte sich tief.

»Was ist geschehen?«, fragte der Kirchenmann ohne weitere Begrüßung. »Ihr seht aus, als wärt Ihr die Nacht durchgeritten.«

»Das bin ich, Eminenz. Ich kehre zurück, um Euch mitzuteilen, dass die Ländereien in der Wetterau wie befohlen verwüstet wurden.«

»Sehr gut.« Siegfried wirkte zufrieden.

Vor zweiunddreißig Jahren hatte das Domkapitel Siegfried III. zum Erzbischof von Mainz gewählt. Kaiser Friedrich II. hatte ihn einst zum Vormund seines minderjährigen Sohnes Konrad IV. ernannt. Als Stellvertreter im römisch-deutschen Reich regierte er, wenn der Kaiser abwesend war. Doch jetzt war er ein Feind Konrads und dessen Vater Kaiser Friedrich. Und Lorentz hatte noch immer nicht begriffen, wie es dazu gekommen war. Zwischen Kaiser und Papst herrschte Krieg. Die Auseinandersetzung spitze sich zu und viele Fürsten entschlossen sich, Partei zu ergreifen. Einige waren den Staufern zugetan und andere wandten sich von ihnen ab. So wie der Erzbischof von Mainz. Einst treuer Vertrauter, einst Reichsverweser, stellte er sich nun auf die Seite des Papstes und kehrte dem Kaiser den Rücken zu. Wie Lorentz vermutete, lag das nicht an der Sympathie zum Papst, sondern an den Machtverhältnissen, die er selbst nicht durchschaute.

»Ihr bringt mir gute Nachrichten, doch mir kamen auch schlechte zu Ohren. Ich kann Euch nicht viel Ruhe gönnen, Lorentz, denn ich habe einen weiteren Auftrag für Euch.«

Lorentz unterdrückte einen Seufzer. Er wusste, dass er sich dem Willen dieses mächtigen Mannes nicht entziehen durfte, auch wenn er sich gerne einige Tage ausgeruht hätte. Die letzten Nächte waren kurz, die Tage hart gewesen.

»Durch einige meiner Treuen wurde mir zugetragen, dass es auch hierzulande zu Unruhen kommt. Ist Euch ein gewisser Gerhard von Sinzig bekannt?«

Lorentz horchte auf. »Er ist der Burggraf der Feste Landskron.«

»Ihm wurde vom König die Kriegsführung am Mittelrhein übertragen. Mir kam ein Schreiben des Königs zu Gesicht. Darin musste ich lesen, dass dem Burggrafen von Hammerstein und seinen Soldaten befohlen wird, seine Feinde anzugreifen. Darunter unsere Verbündeten, den Grafen von Nassau und die Herren von Isenburg.«

Das klang nach weiteren Kämpfen, dachte Lorentz. Einerseits fühlte er sich unwohl bei dem Gedanken, andererseits freute sich. Kämpfen war ein Teil seines Lebens. Der Ritterstand war sein Ziel, seit er Knappe geworden war. Durch Kämpfe konnte er sein Können und die Treue zu seinem Dienstherrn unter Beweis stellen. Nur hatte bisher der Erzbischof mit keinem Wort erwähnt, wann er Lorentz mit dem Ritterschlag belohnen würde.

»Ich gebe Euch den Befehl, mit einem Trupp meiner Männer zum Lager des Grafen von Nassau zu reiten und unseren Verbündeten beizustehen.« Es war die eiserne Stimme eines Kriegsmannes, die zu Lorentz sprach, nicht die eines Mannes, der in Gottes Namen dessen Gesetze auf Erden vertrat.

Lorentz verbeugte sich. Ein Bad wäre angenehm gewesen und frische Kleidung, dachte er versonnen. Und ein kurzer Besuch auf Sunneck. »Wann soll ich aufbrechen?«

»So bald wie möglich.«

Burg Sunneck, Lehnsgut des Mainzer Erzbischofs zwischen Rambach und Sonnenberg, nahe Wiesbaden

Dunkle Tannen und kahler werdende Buchen füllten das Tal. Zwischen den nackten Baumkronen auf der Anhöhe versteckt, verriet das Dach den Standort einer Burg. Eine Wehrmauer aus Stein schützte den mächtigen weiß verputzten Wohnturm vor Eindringlingen und wilden Tieren. Die Turmburg war zwar strategisch unwichtig für politische Streitigkeiten, lag jedoch inmitten eines gespaltenen Landes, am Ende der mächtigen Grafschaft Nassau und am Anfang des starken Herrschaftshauses Eppstein. Vom höchsten Punkt des Turmes aus konnte man das Rambachtal überblicken, durch das sich der gleichnamige Bach schlängelte. Der Herbst zeigte sich von seiner besten Seite, denn die Sonne strahlte noch immer kräftig vom wolkenlosen Himmel.

Ein befestigter Weg führte durch das Tal, an Burg Sunneck vorbei. Kurz vor Wiesbaden, einem kleinen Städtchen, das vor vielen Jahren zur Reichsstadt ernannt worden war, stand Burg Sonnenberg. Eine Festung, die einst die Grafen von Nassau erbauen ließen, um ihr Territorium vor einfallenden Eppsteinern zu schützen, besonders Wiesbaden. Einst war diese Stadt Lehen der Nassauer gewesen, doch das war, bevor sich Heinrich von Nassau gegen die Staufer gewandt hatte. Der staufische Kaiser und dessen Sohn waren darüber so erbost, dass sie ihren verräterischen Untertan bestrafen wollten. Sie hatten ihm das Lehen Wiesbaden entzogen. Die politischen Streitigkeiten zerrütteten das Land, aber die Bewohner von Burg Sunneck hatten sich bisher davor schützen können.

Sie war sehr alt, diese Burg, stand seit fast zwei Jahrhunderten auf dem Felsen und überragte das Rambachtal, noch bevor es die Eppsteiner und Nassauer gegeben hatte. Wer sie erbaut

hatte, war längst vergessen. Sie unterschied sich kaum von all den anderen Burgen. Es war eng, zugig und oft kalt. Kein Wunder, denn die Sonne besaß nicht genug Kraft, ihre Wärme durch die dicken Mauern zu schicken, und ihre Strahlen fanden nur enge Wege durch die glaslosen Fensteröffnungen.

Heute herrschte reges Treiben im Hof hinter der widerstandsfähigen Wehr. Bauern trieben Ochsen an, die Karren zogen. Hühner und Hunde liefen herum, Mägde schleppten Kübel, Knechte Säcke mit Mehl oder Hafer. In der Nähe des Stalls ging ein Schmied seiner Arbeit nach und in der Nähe der Hütten des Gesindes übten sich Männer und Jungen im Schwertkampf.

Jonata schloss ein Auge, um das Ziel besser sehen zu können und spürte die Muskeln in ihrem Arm, die unter der Anstrengung brannten. Den Bogen mit aufgelegtem Pfeil auszuziehen erforderte Kraft, und je länger sie wartete, desto schmerzhafter wurde der Zug in ihrem Arm. Das Zittern verstärkte sich.

»Haltet die Sehne gespannt, aber nicht zu lang«, sagte der junge Mann neben ihr mit ruhiger Stimme. Aus dem Augenwinkel bemerkte sie seinen kritischen Blick. »Je länger Ihr die Sehne spannt, desto langsamer wird der Pfeil. Das Holz des Bogens passt sich schnell der Form an und die Sehne verliert an Kraft.«

Die beiden konzentrierten sich auf den Pfeil, dessen Spitze auf das welke Ahornblatt gerichtet war, das an der Hüttenwand steckte. Kilian schob rasch mit einer Hand einige braune Strähnen aus seinem Gesicht. Heute trug er bequeme Kleidung, nicht den Harnisch, in dem er sonst steckte. Unter dem knielangen Gewand lugten Leinenbeinlinge hervor. Seine Augen folgten aufmerksam der Richtung des Pfeils.

»Tut nicht so, als hätte ich noch nie einen Pfeil abgeschossen«, murrte Jonata leise, ohne das Blatt aus den Augen zu lassen.

»Ihr benehmt Euch gerade so«, entgegnete Kilian mürrisch.

Sie ließ den Pfeil los, der zitternd durch die Luft surrte und sich neben das Blatt in die Holzwand des Gesindehauses bohrte. Enttäuscht ließ sie den Bogen sinken. »Es ist ein neuer Bogen, ich muss mich erst daran gewöhnen.«

»Das ist albern. In einem Kampf hat man keine Zeit sich an einen anderen Bogen zu gewöhnen. Ach, was rede ich da eigentlich von Kampf?« Er fasste sich an die Stirn, als wäre ihm etwas eingefallen. »Ihr seid die Tochter eines Ritters und wenn Euer Vater Euch hier sehen würde ... Na, ich muss Euch nicht sagen, was dann passieren würde.«

»Das sagt Ihr nur, weil ich meine Ziele sicherer treffe als Ihr«, konterte Jonata. Sie wollte Kilian herausfordern, und das gelang ihr auch.

Spöttisch schnaubte er über ihre absurde Feststellung. »Ihr schmeichelt Eurem Anfängertalent, mehr nicht. So, und jetzt versucht es noch einmal. Beobachtet Euer Ziel genauer.«

Eine ihrer Haarsträhnen hatte sich aus dem einfachen Zopf gelöst und kitzelte Jonata im Gesicht, der Wind ließ sie über ihre Wangen fahren. Sie fröstelte und wickelte die zu den Händen hin enger werdenden Ärmel ihres Kleides herunter. Sie trug ein Unterkleid aus Leinen. Die Cotte war aus Wolle, reichte bis zum Boden und wärmte gut. Für die tägliche Arbeit trug sie ein ausgewaschenes Obergewand, auf dem Flecken zu sehen war. An dem Ledergürtel hingen ein Beutel und ein Messer.

Erneut spannte Jonata den Bogen, hob ihn an und wusste, dass es ihrem Vater nicht behagte, würde er herausfinden, was sie hier tat. Es stand einer Frau nicht zu, mit Pfeil und Bogen umzugehen. Doch Jonata machte es nicht nur Spaß, sich mit dieser Waffe zu beschäftigen, sondern sie tat es aus einem weiteren Grund, den sie niemandem anvertraute. Sie wusste, wenn sie davon erzählte, würde sie nur Spott ernten. Doch für

sie war es ein guter Grund, denn wenn diese Burg angegriffen würde, musste Jonata nicht hilflos dastehen. Hier war ihr zu Hause. Sie wurde auf dieser Burg geboren, hatte all die engen, zugigen Räume, all die schmalen Stufen des Wohnturmes und jede Mauerecke lieben gelernt. Sie wollte ihr Heim verteidigen können und nicht hilflos herumstehen, während ihre Freunde kämpften. Und ja, sie war sich durchaus bewusst, dass sie in einer gefährlichen Zeit lebte. Sie lauschte verbotenerweise den Gesprächen der Männer und wusste um die politischen Ereignisse im Land.

So hatte sie erfahren, dass König Konrad, der Herrscher dieses Landes, erzürnt darüber war, dass sich einige Adelige gegen ihn gewendet hatten und auf Seiten des Papstes standen. Darunter waren mächtige Männer wie der Erzbischof von Mainz und Graf Heinrich von Nassau. Die bisherigen Verhandlungen zwischen den Mächtigen waren gescheitert und niemand wusste, ob überhaupt noch versucht wurde, eine Einigung zu schaffen. So waren Gerüchte aufgekommen, dass der König seine Truppen ausgesandt hatte, um die Fürsprecher des Papstes anzugreifen.

»Ist es wahr, was jeder erzählt? Wird es zu einem Krieg kommen?«, fragte sie zaghaft.

»Nun, das Mainzer Altmünsterkloster musste von seinem Erbenheimer Gut eine Geldsumme an Wiesbaden entrichten, eine beträchtliche Summe für notwendige Verbesserungen in der Stadt, so wird gesagt. Schultheiß Dietrich hat die Stadtmauern verstärken lassen, er rechnet also wohl mit einem Krieg. Eure Gedanken lenken Euch ab, Jonata. Ich habe das Gefühl, Ihr seht nicht zum Blatt.«

Sie lockerte plötzlich die Sehne. »Also ist es wahr?«

Kilian seufzte, als wollte er zunächst nicht mit ihr darüber sprechen, dann gab er nach und sagte: »Es wird immer Unru-

hen geben, Jonata. Erst die ständigen Streitereien zwischen den Nassauern und den Eppsteinern, jetzt sind die beiden Verbündete und bekriegen gemeinsam den König. Ich wette, wenn diese Sache beigelegt ist, fangen die Eppsteiner wieder Streitereien mit den Nassauern an.«

Kilian hatte einen scharfen Verstand und konnte mit Schwert und Schild geschickt umgehen, genau wie mit seinen Worten. Obwohl gemunkelt wurde, er habe der Kirche den Rücken gekehrt, galt er als zuverlässiger Dienstmann. Kilian besaß weder genug Vermögen noch die Tugend der Gottesfurcht, um je die Ritterwürde zu erlangen. So diente er dem Herrn von Sunneck als Edelknecht und war damit zufrieden.

Jonata blies die Strähne aus ihrem Gesicht. Sie spannte die Sehne und ließ den Pfeil los, der das Ahornblatt knapp verfehlte. »Mit einer Armbrust wäre es einfacher.«

»Eine Waffe, die aber weit mehr Schaden an ihrem Opfer anrichtet«, erklärte Kilian.

Sie bemerkten nicht wie sich ihnen jemand näherte. Jonata nahm einen Pfeil aus dem Köcher und setzte erneut an.

»Das sage ich Vater!«

Erschrocken zuckte Jonata zusammen und ließ vor lauter Schreck den Pfeil los, der ziellos durch die Luft surrte, aber niemanden traf.

»Du weißt genau, wie Vater sich aufregt, wenn du mit dem Bogen schießt«, schimpfte das Mädchen mit hochmütiger Stimme und freute sich sichtlich darüber, ihre ältere Schwester bei etwas Verbotenem erwischt zu haben. »Es gehört sich nicht, was du da tust. Und wenn das Lorentz erfährt, will er dich nicht mehr heiraten. Ihm sag' ich es auch.«

»Lorentz weiß sehr gut, was ich tue, und er verurteilt mich deswegen nicht«, ließ sich Jonata zu einer Erwiderung hinreißen.

Roberta verschränkte die Arme vor ihrer Brust und maß ihre Schwester mit abschätzendem Blick. »Ich werde Vater erst einmal nichts sagen. Ich hebe es mir lieber auf.«

Jonata wischte sich mit den Handrücken über ihr Gesicht. Sie legte den Bogen fort und blickte über den Hof auf die Männer, die ihre Übungen abhielten. Der Edelknecht Martin stand einem Jungen gegenüber und übte mit ihm einige Schläge. Ähnlich wie Kilian erging es auch Martin. Er war der jüngste Sohn einer Adelsfamilie aus Wiesbaden. Sein Bruder war zum Ritter geschlagen worden, daher gab es für die jüngeren Kinder kein Geld mehr. Selbst seine Schwester durfte mit keiner großen Mitgift rechnen. Martin diente Ritter Gundrich und wusste, dass er sich niemals ein Streitross und die Ausrüstung eines Ritters würde leisten können. Johannes, ein Ritter mit grauem Haar, kümmerte sich um seinen Knappen Markus, der noch etwas ungelenk einen Schild hielt. Zwei weitere Gefolgsleute von Sunneck übten. Jedes Gesicht war ihr vertraut. Kein Wunder, wenn man auf solch engem Raum zusammenlebte. Sie waren eine große Familie, ob verwandt oder nicht, ob unfrei oder frei.

All diese Menschen bereiteten sich auf einen Kampf vor, der ungewiss in der Ferne lag.

Irgendwo am Mittelrhein

Der Wind fegte als kühler Atem über seine Stirn, zerrte fest an seinen Haaren. Es war ein eisiger Hauch, der ankündigte, was bald über das Land hereinbrechen würde. Lorentz fröstelte und fragte sich, ob der Wind ahnte, welches Schicksal sie erwartete. War es nur der Winter, den er verhieß oder gar eine unbarmherige Zeit des Krieges und des Elends? Lorentz

fürchtete sich nicht davor. Er war kein Bauer, der jedes Jahr das Feld bestellte und seine Ernte auf dem Markt verkaufte. Er brauchte das unstete Leben. Jeden Tag an einem anderen Ort zu sein und neuen Herausforderungen entgegenzutreten. Ihm lag nicht das langweilige triste Leben, das seine Familie in der Stadt verbrachte. Er hielt sein Pferd an und blickte zur Seite. Bald würden sie das Lager der Nassauer erreichen, die sich zum Kampf rüsteten. Doch noch war es nicht soweit, sich mit dem nächsten Kampf zu befassen. Da war ein anderer Gedanke, der sein Inneres mit Wärme erfüllte. Was Jonata wohl gerade tat? Dachte sie auch an ihn? Er hatte sich vorgenommen, so bald wie möglich nach Sunneck zu reiten, um sie wiederzusehen, doch bisher war die Möglichkeit nicht gegeben gewesen. Empfund sie ähnlich? Er kannte die Antwort und das machte ihn glücklich. Seit vielen Jahren waren sie befreundet und einander versprochen. Ihre Väter hatten dieses Bündnis geschlossen, als Jonata geboren wurde. Seine Gedanken verweilten so lange bei ihr, bis er das Lager der Nassauer erreicht hatte.

Die Begrüßung zwischen Walram, dem ältesten Sohn Heinrichs von Nassau, und Lorentz fiel freundschaftlich aus. Sie hatten sich in der Zeit von Lorentz' Aufenthalt in Nassau kennengelernt und manches Mal Seite an Seite gekämpft.

»Sei begrüßt, Lorentz. Ich hatte gehofft, der Erzbischof schickt mir einen tapferen Krieger ... und dann muss ich dich erblicken«, witzelte Walram und klopfte dem Herold Siegfrieds auf die Schulter.

»Du wirst noch froh sein, mich hier zu haben«, gab Lorentz lachend zurück. »Wo ist dein Vater?«

»Er hatte versucht zu verhandeln, doch das ist gescheitert. Er ruft nun einige Männer zusammen. Graf Gerhard von Sinzig soll die Führung unserer Gegner übernommen haben, habe ich gehört.«

»Ist er schon gesehen worden?«

»Noch nicht, doch ich zweifle nicht daran, dass er kommen wird.«

Lorentz ballte die Fäuste. »Soll er nur. Wir werden sie empfangen.«

»Schon seltsam«, sagte Walram und überblickte das mit Soldaten gefüllte Lager. Schwerter und Schilde blitzten im Schein der Herbstsonne auf, von irgendwoher ertönte das Scheppern von Waffen. »Früher war mein Vater ein Begleiter des Königs. Heute bekämpfen wir ihn.«

»Die Politik ist nicht zu durchschauen. Versuch es gar nicht erst zu begreifen. Heute sind wir Freunde, morgen schon können wir uns auf dem Schlachtfeld gegenüberstehen.« Bei seinen eigenen Worten fuhr Lorentz ein Schauer über den Rücken. Ein unangenehmes Gefühl, das ihn nur selten überkam. Er hoffte, seine Äußerung würde nicht eines Tages Wahrheit werden.

»Zu verdanken haben wir die Freundschaft zwischen meinem Vater und dem Erzbischof nur einem entfernten Verwandten von uns«, erklärte Walram. »Dem Erzbischof von Köln.«

»Gefährlicher Mann, habe ich gehört. Er soll damals Konrad von Bueren die Dompropstei streitig gemacht haben.«

»Ja, ein gefährlicher Mann. Mein Vater hat von ihm Ländereien in den Nordgebieten erhalten. Ob es meinem Vater gefällt, weiß ich nicht. Er spricht selten darüber, aber ich glaube, er ist immer noch königstreu.«

Lorentz runzelte die Stirn. »Sprich das lieber nicht zu laut aus.«

»Ich spreche zu einem Freund.« Walram blickte ihn eindringlich an. »Mein Vater gehört zu den ersten Adeligen, die von den Staufern abgefallen sind. Dadurch hat er Wiesbaden und viel Ansehen verloren.«

»Euer Vater verbrachte noch vor einigen Jahren das Osterfest mit dem kaiserlichen Gefolge in Aquileja«, erinnerte sich Lorentz.

»Und danach hat er sich vom Kaiser losgesagt. Die Städtepolitik von Friedrichs Sohn Heinrich hat ihm nicht gefallen. Heinrich wollte einige Städte, auch Wiesbaden, fester ans Reich binden und hat damit in das Lehnsrecht meines Vaters eingegriffen. Mein Vater hatte danach dringend Verbündete gebraucht.«

»Ich erinnere mich noch daran. Ich war damals auf Sunneck, als sich dein Vater mit den Eppsteinern ausgesöhnt hat.«

Walram grinste. »Eine fadenscheinige Sache, wenn du mich fragst. Ich hätte gerne die Fehde weitergeführt. Die Eppsteiner sind mir zu gierig. Stattdessen haben sie meine Schwester als Pfand bekommen. Sie und Gerhard mussten heiraten. Arme Elisabeth.«

»Die Aussöhnung zwischen Nassau und Eppstein war eine gute Entscheidung, zumindest für die Menschen des Landes.«

»Mag sein. Wir führen noch genug andere Kämpfe. Die Mechheimer Brüder sind unsere größte Sorge.«

»Wüten die noch immer auf euren Ländereien?«

»Dieser Ulrich ist ein gerissener Kerl. Er überfällt Händler in den Dörfern meines Vaters und plündert sie aus. Und all das wegen einer alten Fehde, die unsere Väter begonnen haben.«

»Habt ihr ihnen einen Sühnevertrag angeboten?«

»Ja, aber die Mechheimer wollen keinen Sühnevertrag. Sie überfallen und rauben lieber.«

»Wenn dieser Krieg zwischen dem Papst und dem Kaiser zu Ende ist, kümmern wir uns um die Mechheimer«, versprach Lorentz.

»Ein wahres Wort.« Walram lachte vergnügt und rieb sich die Hände. »Ach, und da du eben von Sunneck gesprochen hast. Wie geht es der wunderschönen Jonata?«

Lorentz presste erst die Lippen aufeinander, dann antwortete er mit trüber Miene. »Ich gehe davon aus, dass es ihr gut geht. Seitdem ich wieder in Mainz bin, hatte ich noch keine Gelegenheit sie wiederzusehen.«

»Sicher schmachtet sie nach dir.«

»Ich hoffe es.« Lorentz grinste.

Sunneck, Ende Februar 1242

Von Sonnenberg her ritt ein Besucher auf dem schmalen Pfad zur Burg hinauf. Einer der Torwächter kündigt sein Nahen dem Burgherrn an. Luidwig, der Burgvogt von Sonnenberg, war ein gern gesehener Gast und bat um Einlass, was ihm ohne Zögern gewährt wurde.

Jonata hörte von dem Besuch und beschloss, sich umzu- kleiden. Sie raffte ihren Rock und eilte die Außentreppe hinauf ins Innere der Burg, hoch in das Stockwerk, wo die beheizten Wohnräume lagen. Die Kemenaten waren stickig und voller Qualm, vor allem wenn das Feuer im Kamin nicht richtig abzog. Und so konnten die Bewohner nur wählen, ob sie frieren wollten oder in stickigen Räumen kaum Luft bekommen.

Ein Lachen ertönte, daraufhin folgte ein dunkles Bellen, das durch die Kemenaten hallte.

Jonata zog sich rasch ein sauberes Obergewand über. Es war an den Seiten mit Schnürungen versehen, so dass ihre weiblichen Formen besser zur Geltung kamen. Den Halsausschnitt verzierte eine breite Borde. Um den Rock weiter fallen zu lassen, waren lange Stoffkeile in den Rockteil eingesetzt worden. Jonata verbrachte viel Zeit damit, die Kleider trotz ihrer schlichten Art etwas der Mode anzupassen. Da es teuer war, den Stoff zu färben, ging sie sparsam damit um, aber man sollte die Töchter

des Ritters von den Mägden unterscheiden können. Jonatas Fingerfertigkeit wurde geschätzt. Ihre Tante, die in Wiesbaden lebte, verkaufte Stoffe auf dem Markt und bot nebenher Jonatas Handarbeiten an, bestickte Tücher und Decken von bester Qualität. Eine gute Einnahmequelle, denn Jonatas Familie war nicht vermögend. Wenngleich ihr Vater durch den Kaiser in den Ritterstand erhoben worden war und einige Ländereien am Rhein zum Lehen hatte, bedeutete das nicht gleich Wohlstand. Sie waren abhängig von der Ernte und dem Fleiß der Bauern, und der letzte Sommer war trocken gewesen.

Die Tür zur Kemenate öffnete sich und Roberta kam mit einem großen Hund herein. Dicke Zöpfe wirbelten durch die Luft, als sie sich zu dem Bracken, dem Jagdhund, umdrehte.

»Komm endlich, Odin«, feuerte sie ihn an, weil er wenig Lust zeigte, hinter ihr her zu springen. Er schaute in die Richtung einer Ecke, als wollte er sich lieber dorthin zum Schlafen legen, doch das Mädchen ließ nicht von ihm ab. Odin gehörte zum Rudel der Jagdhunde, den Wildbodenhunden. Ritter Gundrich hatte von den Grafen von Eppstein die Erlaubnis, im benachbarten Wald zu jagen, und so geschah es nicht selten, dass er mit den Hunden und einigen seiner Gefolgsleute Richtung Wald zog. Odin zählte zu den größeren Bracken und ähnelte mehr einem Wolf als den üblichen Jagdhunden. Wenngleich es der Burgherr nicht gerne sah, dass seine jüngste Tochter einen seiner Hunde verhätschelte, ließ er es zu. Nicht nur im Umgang mit Hunden zeigte Roberta ihre Unbekümmertheit.

Vereinzelte Sonnenstrahlen verirrten sich durch die Ritzen der Bretter und schimmerten in ihrem goldenen Haar, als Roberta schnaufend und lachend stehen blieb und auf ihre Schenkel klopfte, um den Hund anzulocken.

»Du meine Güte«, erklang ein entrüsteter Ausruf. Eine Frau erschien in der noch offen stehenden Tür. Graue Strähnen hat-